

Aufbruch ins Kommunikationszeitalter

Biel knüpft an städtebauliche Glanzzeiten an

Die Uhrenmetropole Biel war einst eine Stadt des Neuen Bauens. Um für den Sprung ins Kommunikationszeitalter des 21. Jahrhunderts gut gerüstet zu sein, absolvierte die Stadt nun einmal mehr einen ehrgeizigen urbanistischen Marathon.

Architektonisch machte Biel in den vergangenen Jahren in erster Linie mit der Erweiterung des Centre PasquArt von Diener & Diener und dem Bau der Schweizerischen Fachschule für Holzwirtschaft von Marcel Meili und Markus Peter von sich reden. Dies lenkte etwas davon ab, dass die Stadt in jüngster Zeit – die Gunst der Expo 02 nutzend – eine riesige Baustelle war. Die öffentliche Hand konzentriert sich vor allem auf die Innenstadt, für deren Verschönerung sie, den Plänen der Bieler Bauzeit-Architekten folgend, 150 Millionen Franken ausgibt, aber auch auf die Expo. Das Expositade am See, das sie von Industriebrachen befreite, soll nach Abschluss der Grossveranstaltung einer gemischten Nutzung zugeführt werden. Sie hat aber auch bei der Planung von privaten Überbauungen, vor allem auf ehemaligen Industriearealen, die Hände mit im Spiel, indem sie Brachen aufkauft, Wettbewerb ausschreibt und das Land dann mit den entsprechenden Auflagen im Baurecht weitergibt oder verkauft. Rund ein Viertel des Bieler Stadtgebietes ist in ihrem Besitz.

Der Einfluss der Stadt Biel auf die Architektur hat Tradition. Die erste Stadtplanung datiert in die 1880er Jahre und basierte auf einem orthogonalen, längsgerichteten Raster von 250 mal 85 Metern mit Haupt- und Nebenstrassen, Blockrandbebauung und regelmässig verteilten, platzartig erweiterten Strassenkreuzungen. Überlagert wurde dieses Raster von der Gartenstadt, die um die Jahrhundertwende mit durchgezogenen Quartieren und Vorgartenterrassen Einzug hielt, wobei das streng orthogonale Strassenmuster aufgebrochen und von der geschlossenen Bauweise abgetrennt wurde. Architektonisch ist Biel Stadtgefüge gezeichnet von den Wechselwirkungen wirtschaftlichen Aufstiegs und Niedergangs von Maschinen-, Metall- und Uhrenindustrie, von weitstreichenden Stadtplanungen des Neuen Bauens und rückenloser Zerstörung wertvoller Bausubstanz. Die Stadt präsentiert sich daher als ein Patchwork mit der Altstadt am Jurastadion, den Villen der Seevorstadt, der Fin-de-Siècle-Bebauung am Usterer Quai, den historistischen Bauten am Zentralplatz, den Arbeiterquartieren, den Fabrikarealen, dem Zeugen des Neuen Bauens wie dem Volkshaus und dem Hotel Elite. Dazu kommen schliesslich Beispiele der «Jurastadion»-Architektur, das Kongresshaus (1961-66) und das deutsche und französische Gymnasium auf dem Strandboden (1976-79) von Max Schup.

Die Stadt als Patchwork

Zur Patchwork-Struktur gesellt sich der markante Gegensatz zwischen der am Hang gelegenen Altstadt und der Neustadt in der Ebene. Selbst politische Unterschiede manifestierten sich hier architektonisch: im sozialistischen Volkshaus an der Bahnhofstrasse, einerseits, das heute das Konservatorium beherbergt, und im gegenüberliegenden bürgerlichen Hotel Elite andererseits. Die Zweisprachigkeit schliesslich findet ihren Ausdruck in der Anstellung der Kommunikationstechnologie. Der Aufkauf machte die Bundesamt für Kommunikation (Bakom), das sich in einer ehemaligen, von Flurin Andry und Partner zwischen 1992 in 1995 erweiterten Uhrenfabrik einquartiert hat. Das Swiscom-Gebäude (1996) von Andry, Habermann und Partner reagiert mit seiner prägnanten Klinkerfassade auf das Volkshaus. Diese Analogie bleibt aber oberflächlich, nämlich die Architektin doch mit Tonendach und überwölbten Lukarnen auch auf die Fassade der ehemaligen Bäckerei auf der anderen Seite des Schüss-Kanals Bezug, die erhalten werden musste. Sie integrierte sie in den Bau wie ein dekoratives Element aus vergangener Zeit.

Die Gegensätze der Stadt haben auch die Bauzeit-Architekten inspiriert, deren Projekt «nuits blanches» für die Innenstadterverschönerung auf einem System von Vertikalen – Kulturarmen und Kandelabern – und Horizontalen – verschiedenen Bodenbeläge – basiert. Sie haben der Stadt ausserdem neue Trolleybus-Unterstände beschriftet. Diese nehmen den Charakter der multifunktionalen Kleinarchitekturen aus der Zeit des Neuen Bauens auf, die heute noch auf acht Plätzen, unter anderem auf dem Bahnhofplatz, dem General-Guisan-Platz und dem Zentralplatz, zu sehen sind. Mit Dualismen lebt die Stadt ganz gut. So sucht sie einerseits den Verkehr zu beruhigen und eine ausgedehnte fussgängerfreundliche Zone zu schaffen, baut aber andererseits auch Parkhäuser. Das neueste haben Vogt & Kistler beim Bahnhof für 22 Millionen Franken realisiert: unterirdisch, aber mit Tageslicht erhellt.

Am Zentralplatz ist man bemüht, die Nidaugasse und die Murtenstrasse, die diagonal auf den Platz münden, mit Asphaltkosmetik dem Schachbrett zu unterwerfen. Das ist umso unverständlicher, als im Gegenzug die Diagonale betont wird: Zum 1921 für den Schweizerischen Bankverein erstellten und 1996 um ein Stahl-Glas-Gebäude erweiterten UBS-Bau an der Nidaugasse, der die Diagonale mit einem abgerundeten und überkuppelten Kopfbau akzentuiert, wird auf der gegenüberliegenden Seite an der Murten-

strasse vom Bieler Henri Mollet ein zeitgenössisches Pendant in Stahl und Glas errichtet. Städtebaulich weitaus einschneidender ist die Diagonale, die durch den Bahndamm gebildet wird. Dieser wirkt wie eine brutale Scherlinie im urbanistischen Gefüge und schneidet die Stadt von See ab. Die Erweiterung der Bahnhofpassage als Verlängerung der Bahnhofstrasse und Durchbruch zum Expositade zum Zentrum zum See. Wenn der Durchbruch auch als Bahnunterführung ein Störfeld ist, so haben sich Kistler & Vogt doch bemüht, durch dessen konische Form die Perspektive zu weiten auf den dreieckigen, baumbestandenen Robert-Walser-Platz. An diesen schliesst rechter Hand ein Betonkubus mit getönter Glasverkleidung und versetzt angeordneten Fensterreihen an: das «Communication Center» von Gehry, Lärchi, Schmid. Es beherbergt die Redaktionen von «Bieler Tagblatt», «Journal de Jura» und der lokalen Fernsehstation «TéléBielingue» sowie die Medienstelle der Expo 02.

Auf der anderen Seite des Platzes erstrecken sich die einstigen Montagehallen von General Motors, die zwischen 1935 und 1937 auf Kosten der Stadt nach eigenen sowie nach Plänen von Häfeli, Moser & Steiger aus Zürich errichtet wurden. Heute beherbergen sie ein Coop-Einkaufszentrum und die Verwaltung der Opel Suisse. Ausserdem dienen sie als Provisionsraum für das Kongresshaus während der Renovation, die der Berner Architekt Rolf Mühlebacher soeben an dem Bau mit dem gigantischen Hängedach von Max Schup (1961-66) vornahm. Das Kongresshaus verdankt seinen faszinierenden Hochhausbau einer Zonenplanänderung, in deren Genuss auch das Palace kam: Zwischen 1997 und 1999 wurde es zum gemischt nutzbaren Kino- und Theatersaal umgestaltet. Gleichzeitig bauten Bauzeit-Architekten ein unterirdisches Kasino ein, von dem ober-



Raum und Licht: Eingang zum unterirdischen Kasino der Bauzeit-Architekten, 1999. (Bild pd)

irdisch nur der Eingang in Erscheinung tritt, dessen Glasfassade ein Wasservogel ziert.

Industrie- versus Gartenstadt

Östlich des Kongresshauses öffnet sich ein Gelände von rund acht Hektaren, das einst das Gastwerk und die Vereinigten Drahtwerke (VDW) nutzten. Übrig geblieben ist nur noch ein Gaskessel. In den Jahren 1993 bis 1995 renoviert und bunt bemalt, wird er heute von der Jugend genutzt. Etwas weiter östlich, auf dem ehemaligen VDW-Areal, kündigt eine Tafel von einer geplanten Wohnsiedlung des Büros Vogt & Kistler, deren Projekt aus einem 1991 unter sechs geladene Teams durchgeführten Wettbewerb hervorgegangen war. Die Stadt teilte das Gebiet dann aber auf, so dass es sich beim «Schlosspark» nun um ein redimensioniertes und überarbeitetes Projekt mit 55 Wohnungen und Atelierräumen handelt. Nehmen Vogt & Kistler mit dem Loftcharakter der Wohnungen Bezug auf die Industriearchitektur, greifen Bauzeit-Architekten in der eben-

renovierten Behausung des Renfereareals (Börzingen) mit ihren Vorgärten die Gartenstadt-Visionen der Jahrhundertwende auf. Mit ihrer Holzarchitektur schaffen sie gleichzeitig eine Verbindung zwischen der Sägerie, die das Gelände einst besetzte, und der neuen Fachschule für Holzwirtschaft von Meili & Peter.

Ähnlich wie die Expo hat auch Biel einen Marathon mit Schlusspart absolviert: An diesen Wochenende weilt sie mit einem Fest die neuen Bauten ein. Doch bereits wird in die Zukunft geblickt mit einem Wettbewerb für die Erweiterung des renovierten Strandbades aus den dreissigen Jahren, der Planung des heutigen Expositade- und der Gestaltung des öffentlichen Raums zwischen Zühl und Schüss, dessen Wettbewerb Elisabeth Brauen und Rudolf Zoss im Jahr 2000 für sich entscheiden konnten. Schliesslich sind Verhandlungen im Gange über die Helix, eine aus dem Expositade in den See hinausführende Passerelle, die Stadtpräsident Hans Stöckli be wahren möchte. *Rachel Hartmann*

Herausschälen von Grundprinzipien

Junge Schweizer Architekten – zum Schaffen von Christian Kerez

Ebenso ungewöhnlich wie seine Laufbahn ist seine Architektur: Nach dem ETH-Studium bei Fabio Reinhard – aus dessen eigenwilliger Kadernschneide viele erfolgreiche junge Schweizer Architekten stammen – bildete sich der 1962 geborene Christian Kerez zunächst autodidaktisch zum Architekturphotographen weiter. «Der Photograph ist der Komplize des Architekten», meint Kerez. Daneben sieht er in der Architekturphotographie eine der besten Möglichkeiten, sich auf der Ebene des Bildhaften mit Architektur auseinanderzusetzen. Von ihm stammt denn auch ein Fachkreatives vielbeachtetes Buch über Kraftwerke des Kantons Graubünden. Nach mehreren Jahren als Photograph wandte sich Kerez 1992 wieder der Architektur zu und arbeitete bei Rudolf Fontana in Domat-Ems. Dort entwarf er sein erstes kleines Gebäude, die Kapelle bei Oberreitli, mit der er seine programmatische Entwurfsauffassung veranschaulichte.

Reduktion auf das Grundsätzliche

Die auf dem Scheitel eines Hochplateaus gelegene Kapelle erinnert mit ihrem vier quadratischen Wänden und dem schrägen Dach an ein Gotteshaus und ist zugleich eine Art Urhütte. Schnell wird jedoch klar, dass dem Bau traditionelle Merkmale fehlen: Er hat keine Tür, dafür eine tätige Öffnung, er hat keine Fenster, aber einen metaphysischen Lichtschlitz, er hat kein richtiges Dach, weil er aus einem einzigen Betonblock besteht und doch weniger ein Haus als vielmehr die Skulptur eines Hauses ist.

Nachdem Kerez 1993 in Zürich ein eigenes Büro eröffnet hatte, entwarf er zusammen mit Meinrad Morger und Heinrich Degelo das Kunstmuseum Liechtenstein, das Ende 2000 eröffnet werden konnte (NZZ 11. 11. 00). Dieser Bau zeigt das Bestreben, den architektonischen Gehalt eines Gebäudes auf ein grundsätzliches Thema zu reduzieren und auf elementare Art die Definition des Raumes herauszuarbeiten. Das Museum präsentiert sich als erratischer Block, dessen dunkle Haut kaum etwas von seinem Inneren freigibt. Bis auf das Auserste reduziert, sorgt das Gebäude für Irritation, aber auch für Identität und vielschichtige Konnotationen. Keine Applikation und keine Fuge lenkt vom Wesentlichen ab. Die raffinierte Materialisierung nobilitiert den Bau zu einem Kunstschein. Vielschichtigkeit, verbunden mit inhaltlicher Mehrfachcodierung, die jedoch immer auf den Kern des Gedankens und damit zum Gebäude selbst zurückführt, macht seither die Eindringlichkeit von Kerez' Architektur aus.

Zurzeit arbeitet Christian Kerez an zwei Projekten: einem Mehrfamilienhaus am Zürichberg und einem dreigeschossigen Schulhausneubau in Eschenbach im Kanton St. Gallen. Bei diesem wird die Schulzimmer nicht an einem Flur angeordnet und über die Geschosse gleich verteilt, vielmehr versuche Kerez eine volumetrische Gesamtgestaltung zu erreichen und dennoch kostengerecht zu bauen. Die drei Geschosse sind durch zwei durchgehende Treppenhäuser verbunden. Sie vereinen die drei Pausenhallen zu einem Gesamttraum und bilden zugleich die Tragstruktur

der Geschosslatten. Die Pausenhallen werden von Fensterbändern belichtet, die zugleich Raumabschluss der angrenzenden Schulzimmer sind. Alle Raumschichten werden horizontal und vertikal miteinander verbunden und erzeugen so unge wöhnliche Beziehungen und Wahrnehmungen der Volumen. Da die Fassadenstrümpfe aussteifen wirken müssen, sind sie schräg gestellt, umspannen das Schulhaus wie ein gesteltes Gitternetz und geben dem Gebäude auch optisch Halt.

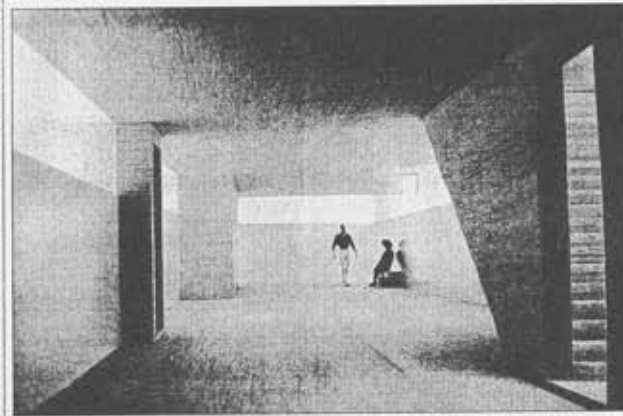
Das Bearbeiten grundsätzlicher architektonischer Themen interessiert Kerez ebenso wie die elementaren Strukturen der Architektur, denen er sich in langen Arbeitsprozessen durch immer neue Modellstudien annähert. So hat die Schul in Eschenbach anders als die meisten Schulhäuser keinen repetitiven Grundriss. Vielmehr ist das Gebäude als skulpturale Einheit gedacht. Es zielt diese Körperlichkeit aber nicht – wie es oftmals zu sehen – durch schnell zur Beliebigkeit erstarrte Gleichförmigkeit. Für Kerez ist der Entwurf ein Prozess der Freilegung, des Herausschälens architektonischer Grundprinzipien, die bei den differenzierten Funktionszuweisungen gegenwärtiger Architektur kaum noch erkennbar sind. Dadurch wirken seine Projekte oftmals wie Prototypen, die allerdings nicht nach der Entstehung weiter verfeinert werden. Vielmehr steht der Prototyp am Ende eines immer weiter reduzierten und auf das Elementare zurückgeführten Grundgedankens. Dabei grenzt sich Kerez heute klar vom Schweizer Minimalismus ab: Ihn interessiert nicht die formale Reduktion, sondern die Reduktion auf ein grundsätzliches Thema des Entwurfs. Das klingt kompliziert, führt aber immer zu Entwürfen von einer einfachen und selbstverständlichen Vielschichtigkeit.

Durchblicke und Bezüge

Nach solcher Komplexität strebte Kerez auch bei dem Entwurf seines Zürcher Mehrfamilienhauses, das zurzeit realisiert wird. Mit durchgängig aufgeglasteten Wänden und horizontalen Geschossscheiben scheint es Grundthemen der klassischen Moderne aufzunehmen und weiter zu entwickeln. Die Räume der Wohnungen sind nicht durch Wände begrenzt. Vielmehr gliedern Raumscheiben, die zugleich die Tragstruktur des Hauses bilden, den fließenden Grundriss. Da durch entstehen überraschende Durchblicke und Bezüge, die der Nutzer als räumliches Kontinuum erlebt und die sich zugleich aus der statischen Logik des Hauses erklären. Es entstehen weite Räume, die sich in den Glasfenstern auflösen und so das Wohnen um eine Dimension erweitern. Bietet nur zu hoffen, dass die künftigen Bewohner dem Konzept folgen. Dazu meint Kerez lakonisch: «Es gibt kein Abenteuer mit einem sicheren Ausgang.»

J. Christoph Bürkle

Christian Kerez stellt im Rahmen eines Vortrags seine Arbeit am 15. Mai um 18.30 Uhr im Architekturforum Zürich vor



Pausenhalle im Schulhausneubau von Christian Kerez in Erckenbach (SG), Modell. (Bild Kerez)